

Frank Schömer, Autobiografische Körper-Geschichten. Sozialer Aufstieg zwischen 1800 und 2000, Universitätsverlag Göttingen, Göttingen 2007, 452 S., kart., 26,00 €.

Das vorliegende Buch widmet sich einem spannenden Problem: Der Autor konstatiert ein normatives Selbstverständnis moderner, wie er schreibt „zivilisierter“ Demokratien, das maßgeblich auf sozialer Gleichheit und insbesondere Chancengleichheit basiere. Als Indiz dafür gilt dem Autor die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs, am besten von ganz unten bis ganz oben, was immer dies in einer gegebenen historischen Situation bedeuten mag. Diese Möglichkeit des Aufstiegs untersucht der Autor anhand autobiografischen Materials von Autoren aus drei verschiedenen Epochen, die er grob in die Zeiträume um 1800, um 1900 und um 2000 einteilt. Dabei bedient er sich einerseits eines figurationssoziologischen Ansatzes, mit dem er Norbert Elias folgt, andererseits stützt er sich auch auf Pierre Bourdieu, dessen Habituskonzept im Verlauf des Buchs oft thematisiert wird. Die Verknüpfung beider Konzepte soll erreichen, dass die individuelle Geschichte des sozialen Aufstiegs oder Aufstiegsversuchs derjenigen, die autobiografisches Material hinterlassen haben, mit der strukturellen Entwicklung ihrer Gesellschaft verknüpft wird. Die objektiven Chancen, die eine Gesellschaft zum Aufstieg bietet, sollen so mit der individuellen Perzeption dieser Chancen und den Strategien ihrer Nutzung korreliert werden. Damit will Schömer auf die Frage nach der Möglichkeit des Aufstiegs und auf die Frage nach der Demokratiefähigkeit der deutschen Gesellschaft eine Antwort geben. Dass die Kriterien dazu nicht allein im Aufstieg in eine höhere Gehaltsgruppe zu suchen sind, dürfte deutlich sein, seit die Namen von Elias und Bourdieu fielen. Die Einbeziehung der Körperdimension in das soziale Mobilitätsgeschehen erweitert das Programm Schömers noch um eine weitere, zudem bislang eher vernachlässigte Dimension.

Die Durchführung dieses ambitionierten, vom Autor selbst innerhalb der sozialwissenschaftlichen Biografieforschung verorteten Programms scheint dem rezensierenden Historiker eher bieder. Der Gang der Untersuchung mäandert durch die 15 zugrundeliegenden autobiografischen Texte, die hintereinander der Exegese unterzogen werden. Das soziologische Vokabular wird dann an geeigneter Stelle, wenn die mitgeteilte Information des autobiografischen Textes eine entsprechende Deutung erlaubt, mittels ausufernden Gebrauchs des Kursivdrucks in die Darstellung integriert.

Dabei ist der Hauptteil des Buchs durchaus spannend zu lesen, da die Lebensgeschichten interessante Informationen enthalten. So arbeitet Schömer die über die Jahrhunderte veränderten Möglichkeiten heraus, durch Bildung sozial aufzusteigen. Er analysiert Strategien des Aufstiegs und zeigt, dass soziale Mobilität in vielfältiger Weise mit dem Körper verbunden ist. Sozialer Aufstieg konnte bedeuten, aus einer Sphäre geisttötender körperlicher Arbeit in eine Position zu gelangen, in der die Arbeit den eigenen intellektuellen Interessen stärker entgegenkam. Dazu bedurfte es aber bei einigen der Autobiografen einer weiteren, verstärkten Kontrolle des Leibes, das heißt des Lust- und Bedürfnisverzichts, bei anderen zeigten sich im Laufe des Mobilitätsgeschehens körperliche Probleme. Schömer resümiert seine Ergebnisse in einem Schlussteil, indem im diachronen Vergleich die verschiedenen Bedingungen, Phänomene und Folgen von sozialem Aufstieg zusammengefasst werden. Da Schömer seine Ergebnisse nicht nutzt, um die schon in der Einleitung vorgestellten Ansätze von Elias oder Bourdieu zu modifizieren oder infrage zu stellen, verhält sich die Studie insgesamt eher illustrativ zu den schon bekannten soziologischen Arbeiten.

Für den Historiker besonders störend ist das Problem der fraglichen Relevanz der mitgeteilten Informationen. Schömer ist sich selbst bewusst, dass seine anhand der untersuchten Autobiografien erlangten Ergebnisse keinen Anspruch darauf erheben können, die Möglichkeiten und Strategien individuellen sozialen Aufstiegs allgemeingültig darzustellen (zum Beispiel S. 398). Auch ist dem Rezensenten klar, dass manche Einsichten, zu denen Schömer gelangt, kaum anders als aus autobiografischen Quellen zu erwerben sind. Fraglich ist aber doch, ob der Erkenntnisgewinn der Studie nicht größer gewesen

wäre, wäre der Versuch unternommen worden, die autobiografischen Aussagen anhand anderer Quellen zu kontextualisieren. Die Frage nach der Einrahmung der autobiografischen Informationen durch die Ergebnisse anderer Disziplinen oder weiterer Quellenarten stellt sich für Schömer allein im Rahmen der Frage, ob die mitgeteilten Informationen „wahrhaftig“ sind, wobei er nicht zwischen der objektiven Richtigkeit der Aussage bezüglich eines Sachverhalts (Wahrheit) oder der subjektiven Aufrichtigkeit des Mitteilenden (Wahrhaftigkeit) unterscheidet (S. 13f.). Für Schömer sind Autobiografien soziale Konstruktionen, sie dokumentieren die individuelle Sicht des Autors und sind als solche gültig. Allgemeinere Rückschlüsse lassen sie jedoch auf den Wissenskontext oder das Milieu zu, dem sie ihre Entstehung und auch ihre jeweilige Form zu verdanken haben. Diese Erkenntnis, auf die Schömer die Relevanz seiner Aussagen stützt, wird quellenkritisch von ihm vereinzelt umgesetzt, etwa wenn er hinter bestimmten Formulierungen die zeittypischen Grenzen des Sagbaren bei der Thematisierung des Körpers bestimmt. Allerdings behandelt er die autobiografischen Aussagen im Übrigen als unmittelbare Aussagen über Sachverhalte. Und diese hätten nun doch eine Einbettung in weitere Erkenntnisse nötig gehabt. Der Arbeitsunfall mag öfter der Auslöser sozialer Mobilität gewesen sein; dass sich daran der soziale Aufstieg anschließt, ist im geschilderten Einzelfall ja auch nicht falsch, macht aus dem Arbeitsunfall aber keinen Faktor sozialen Aufstiegs generell. Schömer versucht auch hin und wieder darauf hinzuweisen, dass eine solche Aussage anhand seines Materials nicht getroffen werden könne, allein im Großen und Ganzen vermittelt das Buch doch eben den Eindruck, dies zu tun.

Die Frage ist auch, worin das Ergebnis – außer in der Darstellung des Einzelfalls, also der Quelle selbst – eigentlich bestehen soll, wenn diese generalisierbaren Aussagen nicht gemacht werden können. Das in der Einleitung anhand theoretischer Überlegungen gegebene Versprechen, eine andere Lesart von Autobiografien zu bieten, wird im Laufe der Untersuchung nicht umgesetzt. Und so ist es dann doch ein eklatanter Mangel, dass bei der Rekonstruktion sozialen Aufstiegsgeschehens in drei Jahrhunderten die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft fast vollständig unberücksichtigt bleiben. Die aufgrund theoretischer Annahmen erfolgte Weigerung, die Relevanz der in den Quellen mitgeteilten Informationen kritisch zu prüfen, führt dann unweigerlich dazu, dass die Relevanz der auf diesen Quellen basierenden Studie zumindest dem Historiker fraglich wird.

Alexander Schwitanski, Oer-Erkenschwick

Zitierempfehlung:

Alexander Schwitanski: Rezension von: Frank Schömer, Autobiografische Körper-Geschichten. Sozialer Aufstieg zwischen 1800 und 2000, Universitätsverlag Göttingen, Göttingen 2007, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81271>> [22.9.2011].